

Dreizehntes Kapitel.

Nach dem Nachtlager rüsteten die kriegerischen Gäste der Baderstadt zum Ausbruch und trabten aus dem Westerntore auf die Straße hinaus dem Rheine zu. Seinen Vater hatte Friedebert nicht wiedergesehen. Nachdem er als der letzte der Andächtigen die Kirche verlassen hatte, trieb es ihn in seine einsame Zelle, um nach dem Festimbis im Refektorium seinen Gedanken nachzuhängen. Man ließ den Neuling in der jüngst erworbenen Mönchskutte seiner Wege gehen, da jeder mit sich selbst beschäftigt war und lang entbehrter Freuden genoß. Friedebert war erst seit kurzem in den Orden des heiligen Benedikt aufgenommen worden. Des Stifths herrn Brief an den Bischof mochte diesen Akt beschleunigt haben. Als er unter dem Schermesser den Schmuck des freien Mannes eingebüßt, war es ihm, als stünde er auf winterlicher Halde, im Nebelgeriesel, als sei der Weg zur Heimkehr ihm für immer verhüllt. Jetzt war der Schluß gemacht, Freiheit nun gute Nacht!

Aus jenem Schreiben hatte Bischof Hathumar zu seiner Freude ersehen, es sei ihm in der Person Friedeberts kein unbedeutender Gehilfe überwiesen worden. Hatte ihm der Stifths herr doch den Ehrennamen eines „Schriftenkundigen“ beigelegt. Der Bischof zögerte derhalben auch nicht, diese neue frische Kraft im Dienst des Klosters auszunutzen. So

saß Friedebert Tag für Tag als ein eifriger Nachschreiber des Tacitus und des Virgilius bei seinen Pergamentrollen; auch wurde seiner fleißigen Feder manches wertvolle Stück aus dem Schatz der Kirchenväter anvertraut. Oft kam es vor, daß der Abt ihn seiner zähen Ausdauer wegen den andern Schreibern als Exempel hinstellte. Die schauten dann wohl mit heimlichem Neid auf den stillen ernstesten Gefährten, dem die schwere Klosterpflicht des Schweigens gar keine so mühselige Last dünkte, wie manch einem unter ihnen. Aber keiner von den heißblütigen Neidern mochte ahnen, wie schwer diese Stille errungen und welcher Sturm ihr voraus gegangen war.

So war unter dem Segen der Arbeit, welche Leib und Seele gefunden, läßt, Friedebert der Sommer hingeschwunden. Nun aber sollte er den Wanderstab wiederum ergreifen. Ein Bote von Corbeia aurea pochte eines Abends an die Pforte des Domstiftes. Er kam als Überbringer eines Schreibens vom Abte Adelhard, welches also lautete:

„Dem Abt des Domstiftes zu Paderbrunnen Heil und Segen!

Alldieweil Angilbert, der mächtige Freund des großen Frankenkaisers den tüchtigsten Schreiber unsres heiligen Klosters in seine Abtei von Centula entboten hat, wir dero- halben eines solchen schmerzlich ermangeln, bitten wir Euch, sendet uns Friedebert, des Engerstiftes vormaligen Schüler, von dem wir wissen, daß er in Euren Klosterfrieden weilt. Säumet nicht mit seiner Sendung, da wir einer geschickten und kunstfertigen Schreiberhand dringend benötigt sind.“

Im Gasthaus für reisende Brüder herbergte der Bote. Als er den Leib durch Speise und die müden Glieder durch Schlaf gestärkt hatte, brach er früh bei Sonnenaufgang mit dem, welchen sie im goldnen Corbie drüben begehrt, auf. Und Friedeberts Auge schaute helleren Blicks in die schon vom ersten feinen Duft des nahenden Herbstes umspinnene

Ferne; denn dieser zweite Auszug fand ihn getroster, als der erste. Freier fühlte er sich innerlich trotz des äußerlichen Zwangs. Wie dem Wandervogel, von keinem Ballast beschwert, von keiner Sorge gedrückt, von keinem Meer gehemmt, der die Schwingen weit ausbreitet zum Flug, war es ihm zu Mute. Was kummerte es ihn, an welche Küste er verschlagen wurde? Trug er nicht alles mit sich, dessen er bedurfte? sein volles überquellendes Herz mit der Fülle früher und leidvoller Erinnerungen, die lodernde Gottesflamme der Begeisterung drinnen und Irmengarts Goldkreuz auf der Brust. Welch ein Reichtum bei aller Armut! —

Der Herbststurm erhob sich. Schon schritten die Füße der Wanderer über feuchtwelkes Laub, als sie den Rhein erreichten. Der Anblick des majestätischen Stromes überwältigte Friedebert. Begeistert rief er aus: „Solch ein Strom war es wert unsern Sachsengau zu durchfluten! Gewaltig hallt seiner Stimme Klang wie das Tönen heller Heereschilde!“

Da lächelte der fränkische Bruder überlegen und sagte: „Stolze Sprache führst du, das muß wahr sein! Du meinst, dieser Strom war es wert, kein ander Land, als euer rauhes nebliges Haideland zu durchfließen? O schwere Irrung der Gedanken! Andere Meinung hege ich. Wert allein ist dieser herrliche Rheinstrom das schöne sonnige Land der Franken zu durchfluten, über welches der große Kaiser Carolus sein Scepter streckt. Ein Kaiserstrom ist der Rhein, kein Vasallenstrom!“

Da brauste Friedebert zornig auf. „Was soll das Gleichnis? Freie Sachsen sind wir dennoch, und nimmer Vasallen, wenn Euer Kaiser uns auch darniederwarf. Mächtig und mild ist unser Herzog, ein freier Held, der Eurem Kaiser in keiner Herrentugend nachsteht. Fürwahr, es werden aus Wittekind's Geschlecht noch Herrscher kommen, die ihre Rechte ruhmvoll über diesen Strom reden und rufen: „Kein anderer soll dich haben, Rhein du wirst unser sein!“

Friedebert rief es, blitzenden Auges, mit freudigem Nachdruck.

„Nun, nun,“ sagte der Franke beschwichtigend — „was ereiferst du dich gleich und wetterst los? Hab's nicht so schlimm gemeint. Konnte auch nimmer denken, daß einem, der die Mönchskutte trägt, noch solch trozig Blut in den Adern rollt! Schau, dort steigen schon die Türme der großen Stadt Colonia auf mit ihren grauen Wällen und Bastionen.“

Friedebert schaute hinüber. Dann sprach er sinnend: „Der stolze Römer gebot einst hier, doch deutsche Kernkraft hat seine Anmaßung gebrochen. Auch die Burg der Franken wird zerfallen, denn die Geschlechter vergehen wie ein Traum. Wer weiß, welcher Herr über hundert Jahren hinter diesen Wällen hausen wird?“

„Bist du ein Hellscher?“ fragte der Franke.

„Nein,“ gab Friedebert zurück, „ich gedachte nur der Wandelbarkeit aller irdischen Dinge und der Liedstrophe aus dem Psalmbuch: „Die Menschenkinder fahren hin wie ein Strom. Wie ein Gras sind sie, das wächst und welkt. Aber du, Gott, bist uns eine Burg, du, vor dem tausend Jahre sind eines Tages Spanne.“

„Wohl zu Haus scheinst du im heiligen Buche zu sein,“ sagte der Mönch staunend.

„Es ist mein Haus“ entgegnete Friedebert. „Ich habe kein anderes. Aus diesem verstoßt mich keiner. Schützend ist sein Dach und festgefügt sein Fundament.“

„Wie ein Weiser redest du! Mich dünkt, du wärest der rechte Mann für des Kaisers Hoffschule. Könntest dich hervorthun dort. Was meinst du, wenn wir auf unserm Weg in Aachen verweilten, wo des Kaisers Lieblingspfalz steht!“

„Weilt Alkuin dort?“ fragte Friedebert lebhaft. „Ich möcht' ich kennen lernen.“

„Viele kluge Herren wirst du dort schauen, Einhart, des Kaisers Vertrauten, Angilbert, den Liebling der Königstochter Bertha, des Saitenspiels Meister; den hohen Theodulf und Paul Warnefried, den großen Longobarden; auch, Rikulf den Sänger, und Abälard, den Abt. Doch Alkuin, der gelehrte Angelsachse, der erfahrene Lehrer und Ratgeber des Kaisers, weilt nicht mehr in dem edeln Kreis. Vor drei Jahren schon verstummte sein weiser Mund. Heiße Thränen vergoß der große Kaiser um den treuen Freund.“

„Alkuin tot? Der Schreiber des Evangelienbuches?“ rief Friedebert traurig. „Ihn zu schauen, verlangte mich oft heimlich.“

„Aber ihn selbst, den großen Kaiser, kannst du schauen. Müheless mag dir der Anblick werden. Denn zur Zeit, da wir Aachen erreichen, wird er schon den Einzug in seine Winterpfalz gehalten haben.“

Als sich die beiden Wanderer der berühmten Kaiserstadt näherten, umgab sie bald ein reges Treiben*). Auf dem Wege sah man zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd fremdartige Erscheinungen in bunter Menge. Hier einen Zug ernster Schottenmönche mit dem lederen Quersack und rauher Fußbekleidung; dort priesterliche Gelehrte in der vornehmen purpurgestreiften Dalmatica; hochgewachsene Sachsen im wallenden Linnengewand, dazwischen reitende Sendboten des Kaisers; wieder dort eine Schar dunkeläugiger Italienermönche; dort einen reißigen Troß auf starken Rossen und von der andern Seite einen lustigen Jagdzug mit köchertragenden Jünglingen, den Speer in der Rechten, den Falken über dem Fausthandschuh, die gekoppelten Hunde von Knaben geführt.

Friedebert staunte.

*) Siehe Gustav Freitags „Bilder aus deutscher Vergangenheit.“

„Das kommt noch besser mit dem Staunen, sind wir erst drinnen in der großen Residenz,“ meinte der fränkische Bruder. „Da wimmelt's von allerlei Volk, von Sarazenhäuptlingen, Avarn, Persern und Mauren. Schickt doch die halbe Welt unserm Kaiser die Gesandten in sein Hoflager!“ sagte der Franke mit stolzem Selbstgefühl. „Auch darfst du dein Ohr ergözen am Chorgesang in der kaiserlichen Kapelle und dein Auge an der Schönheit der Königstöchter,“ fügte er scherzend hinzu.

Friedebert antwortete nicht. Er kannte nur eine Königstochter, die schönste, die edelste, die frömmste in der Welt. Wieder stand ihr Bild in diesem Augenblick vor ihm in all' seiner Goldseligkeit. Würde er es je aus seinem Herzen bannen können? Auf's neue fühlte er den schmerzlichen Widerstreit zwischen Leben und Sterben. Denn sterben mußte dieses Leben, sterben, wie das brennendrote Blatt, das der Wind ihm jetzt vor die Füße wehte. Aber heißer ist solch Ringen für ein starkes Herz, und Mut fordert solch Sterben mit hellem Geiste und feuriger Jugendkraft — Friedebert aber hatte beides.

Schon neigte sich die müde Herbstsonne in glühend rotem Scheine, als die beiden durchs Stadthor schritten. Mit Staub überdeckt und mit müden Gliedern strebten sie der klösterlichen Herberge zu. Aber vor der Pracht des stolzen Kaiserpalastes und seiner von schimmernden Marmorsäulen getragenen Halle, hemmten sie den Fuß, der Ermattung des Leibes vergessend. Friedebert konnte sich an der Herrlichkeit nicht satt sehen.

„Schau auf dem Platz dort das Reiterstandbild des großen Königs Theodorich, das unser Kaiser aus Ravenna heimgeführt hat,“ belehrte der Franke seinen staunenden Gefährten, auf das mächtige ehernen Standbild des großen Ostgothenkönigs deutend, welches der Hauptseite des Palastes

gegenüber ragte. Die sinkende Sonne überströmte es wie mit rinnender Goldflut. Der Leu auf dem Schilde, die güldene Schlange auf dem Helmband, Schwert und Rüstung, Roß und Reiter, alles stand wie in Flammen.

Da erhob Friedebert laut seine Stimme und rief, daß es weit über den Platz hinschallte: „Er ist's, der kühne Recke, der Held von Ravenna, der Diether von Berne! Sein Haar leuchtet wie rotes Sonnengold, heiß weht sein Odem wie die Flamme, unsterblich ist er wie Donar!“

„Bist du von Sinnen?“ mahnte der Franke und schaute erschreckt nach dem Palast hinüber, vor dem die Wache auf- und abschrift. Aber Friedebert achtete der Vermahnung nicht.

Ginst hatte er ein Lied gehört aus dem Munde des grauhärtigen Sängers in Wittekind's Halle, das handelte von Diether's Tod. Er aber war nicht gestorben, auf ein schwarzes Feuerroß hatte er sich geschwungen, das fortgestürmt war mit seinem Reiter — wohin? Das wußte niemand! Und hier stand der von Geistern Entführte, im blizenden Helmschmuck, mit leuchtendem Antlitz, lebendig . . .

Friedebert stand wie einer, der Gesichte schaut. Da weckte ihn eine fremde Stimme und eine Hand legte sich ihm auf den Arm. Ein freundlicher Mann von schwächtiger Gestalt, mit klugen Augen und feinen, geistvollen Zügen stand neben dem sich langsam Umwendenden.

„Zum Kaiser soll ich dich führen. Er sah dich von seinem Gassenster aus, vernahm auch dein Rufen. Er fand Wohlgefallen an dir, nun will er dich sprechen. Komm mit, redseliger Benediktiner!“

Friedebert folgte mechanisch dem kleinen Herrn in der Tracht der Gelehrten des Hofes, welcher ihm eilig vorantrippelte, öfter sich umwendend, denn Friedebert folgte nur zaghaft. Da rief jener freundlich ermunternd ihm zu: „Die

Furcht laß nur dahinten! Deutselig ist mein hoher Herr und jedem Fremdling ein gar freundlicher Wirt!”

So schritten sie den römischen Säulengang hinauf, welcher die Pfalz mit der Marienkirche verband. Traumhaft drängte sich Friedebert durch das bunte Gewoge reichgekleideter Hoffleute und Diener. Da trat der Oberkämmerer Meginfried mit behendem Schritt herzu, dem Führer Friedeberts lebhaft mit der Hand winkend: „Die Stunde zur Gelehrten-Unterhaltung ist da, Herr Einhart. Es werden heute viele fremde Singer und Sager zugegen sein; schon harren sie in der Vorhalle des kaiserlichen Rufes — darum empfängt der Herr im besonderen heut keinen mehr!”

Aber Herr Einhart lächelte. „Diesen hier empfängt er noch,” sagte er, auf Friedebert deutend. „Gebildet Euch noch ein Weilchen, Herr Oberkämmerer!” Damit öffnete er eine Thür und schob Friedebert hinein.

„Hier bring ich meinem kaiserlichen Herrn den Gewünschten,” rief der Eintretende.

„Sieh, da ist mein linker Calliopis ja schon mit dem kühnen Rufer,” ertönte des Kaisers helle Stimme. „Wie heißest du? Wer bist du, von Gestalt ein Krieger, in der Kutte des Mönches?” wendete er sich gütig an den auf der Schwelle des Gemaches zögernd Verweilenden.

Friedebert erhob den Blick. Das war der Kaiser, der Gefürchtete? Dieser ehrwürdige Mann, mit dem offenen, wohlwollenden Antlitz, dem mild leuchtenden Auge, der ihm freundlich jetzt mit der Hand winkte, näher zu kommen — das war Karl, „der große Schlächter“, der Schrecken einst seines Heimatgaues? Wohl verriet diese Herrschergestalt mit dem Goldreif um die Schläfen, mit der würdevollen Haltung, den geborenen König, aber sein väterlich vertrauliches Wesen heimmelte den Westfalensohn an wie das seines geliebten Herzogs, und warm fühlte er das Blut zum

Herzen strömen, als er wiederum des Kaisers freundliche Rede vernahm: „Nun, mein Sohn, sage mir, wer du bist!“

Tief sich neigend, erwiderte der Gefragte: „Friedebert bin ich, des Sattelmeyers Wolfbrant Sohn, aus Enger, der Stadt des Wittekind!“

„Also ein rechtes Sachsenkind — ohne Zweifel auch mit viel tapferm und trotzigem Blut in den Adern!“ rief der Kaiser. Und traulicher fuhr er fort: „Und deine Mutter? Wie heißt denn sie?“

„Meine Mutter trägt den Namen Bertha,“ sprach Friedebert und hätte gern, da des Kaisers Güte ihm die Zunge gelöst hatte, viel von der Mutter erzählt, wenn nicht der Kaiser lächelnd erwidert hätte: „Sieh, sieh, da haben wir manches Gemeinsame sogar. Dein Vater, des Herzogs Sattelmeyer, sitzt auf der Hufe, wird also Landwirt sein. Auch ich bin recht von Herzen ein solcher, der gerne Samen streut und Frucht erntet; deine Mutter aber trägt gar denselben trauten Namen, den die meine trug,“ — und noch freundlicher fuhr er fort: „Du aber, mein Sohn, scheinst mit einer Rednerlippe begabt zu sein. Ja, ja, ich habe dich beobachtet, deine Mienen und Geberden, nur das Saitenspiel fehlte in deiner Hand — sag an, was für Zwiesprach du führtest mit dem einstmaligen Beherrscher des Ostgothenreichs?“

Da antwortete Friedebert, durch des Kaisers Art ermutigt: „Das Lied singt von ihm, er sei davongeritten, nimmer gestorben, wohin aber, das weiß keiner. Doch wiederkommen solle er, sagt der Sang. Von Jugend auf liebt' ich Diether von Berne und malte mir oft in Gedanken sein Heldenbild. Nun aber, Herr Kaiser, hab ich's in Eurer prächtigen Stadt lebendig erschaut! Die Freude darüber löste mir die Zunge. Verzeiht, wenn ich schier darob Eurer kaiserlichen Nähe vergaß, allzulaut und unschicklich die Stimme erhebend.“

„Sieh, sieh,“ lächelte der Kaiser noch freundlicher. „Was meinst du, mein weiser Calliopis, müßte der nicht Angilberts Schüler werden? Vielleicht fänge er uns dereinst noch ein schönes Lied von dem Dietrich von Bern.“

Herr Einhart trat näher zu Friedebert heran und sprach: „Nun, mein junger Freund, willst du hier bleiben und Verse machen lernen?“

„Muß man denn das lernen?“ fragte Friedebert. Aber wie erschrocken, als habe er eine ungeschickte Frage gethan, fügte er bescheiden hinzu: „Gen Corbie bin ich als Schreiber berufen und auf dem Wege dahin.“

„Schade,“ rief der Kaiser. „Denn dem aufblühenden Stift möchte ich keine frische Geisteskraft entziehen. Auch würde mir mein Vetter, der Abt, solches schlechten Dank wissen. Doch erbitte dir eine Gnade, ehe du deine Straße ziehst!“

„Habt Dank für die Guld,“ sprach Friedebert, tief das Haupt vor der Majestät neigend. „Ein Mönch bedarf nichts. Gnade übergenug war es mir, Euer kaiserliches Antlitz zu schauen!“

„So geleite dich der Schutz des Höchsten, mein Sohn Bringe Adelhart, dem vetterlichen Freunde, unsern Gruß, du aber werde ein rechter Mann in dem großen heiligen Gottesstaat, etwa so ein deutscher Hieronymus oder Augustinus!“

Noch einmal neigte Friedebert ehrerbietig sein Haupt vor des Kaisers milder Hoheit. Dann führte Herr Einhart den freudig Erregten aus dem Gemach, ihm die Hand reichend mit einem freundlichen „Gott geleite dich! Ein kaiserlicher Diener soll dich in die Klosterherberge führen!“

Dort stieß er wieder zu dem Gefährten.

„Nun,“ forschte dieser voll Neugier, „wie war's denn im Verhör? Und was denkst du von unserm Kaiser?“

„Ich denke, daß er ein Sachse sein müßte, denn heimisch und traut ist sein Wesen!“

Friedebert.

Da lachte der Frankenmönch laut, daß er sich schüttelte.
„Wunderlicher Querkopf! Der Rheinstrom müßte sächsisch
sein und nun auch gar der Kaiser! Setzt aber stärk' dir den
hungrigen Magen und dann laß uns den müden Knochen
Rast gönnen, denn morgen müssen wir weiter.“

